

Gedichtbetrachtung und Kunstgenuss

Autor(en): **Reinhard, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse**

Band (Jahr): **25 (1952-1953)**

Heft 1

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-850541>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Gedichtbetrachtung und Kunstgenuß

Von Walter Reinhard

Junge Menschen sind zumeist der Ansicht, daß man ein Gedicht nur lesen oder hören müsse, um es auch schon in seiner ganzen Tiefe und Schönheit zu erfassen. Weil ihnen in der Schule manches sprachliche Kunstwerk durch seelenlose Zergliederung verdorben wurde, sind sie zu Gegnern jeder Art von Kunstbetrachtung geworden. In *einem* Punkt freilich muß ich ihnen recht geben: Noch viel zu wenig geschieht es, daß die literarische Unterweisung durch festliche Stunden unterbrochen wird, die ganz dem Hören, dem Genuß meisterlich vorgetragener Dichtung gewidmet sind. Aber eben: dieses Hören genügt noch nicht. Es ist nötig, daß ihm die Deutung vorangehe, und Deutung bedeutet Arbeit, ob sie nun der Hörende leiste oder der Vortragende selbst.

Die meisten Gedichte haben nämlich zwei Seiten: eine anschauliche, bildmäßige, und eine unanschauliche, sinnhafte, die sich zu einander verhalten wie der Leib zur Seele. Diese — obwohl unsichtbar — *erscheint* am Leib, drückt ihm ihren Stempel auf, tut sich kund in Haltung und Gebärde, Blick und Stimme. Und wenn ein Gedicht uns wahrhaft beglücken, wenn es uns wirklich das vermitteln soll, was der Dichter in ihm geben will, dann müssen wir an der anschaulichen Seite die unanschauliche, am Äußern das Innere, am Leib die an ihm erscheinende Seele zu fassen bekommen. Dann muß uns die äußere Hülle transparent werden und den Blick freigeben für das Wesen, das sie verbirgt.

Das aber kann nicht geschehen, ohne daß wir uns unablässig darum bemühen. Dichtung will eben nicht nur genossen, sondern erarbeitet sein, oder besser: der wahre, tiefe, volle Genuß wird nur dem zuteil, der alles daransetzt, den verborgenen Schatz zu heben. «Nur dem Ernst, den keine Mühe bleicht, rauscht der Wahrheit tief versteckter Born» — auch der Born der künstlerischen Wahrheit. Nur ihm, dem ernsthaft Suchenden, erschließt sich das dichterische Kunstwerk in seinem ganzen Gehalt und seiner letzten Schönheit.

Was aber heißt: sich ein Gedicht erarbeiten? Was müssen wir tun, um an seinem Motiv seine Idee, am Bild, das es vor uns hinstellt, seinen Sinn, am Vorgang, den es schildert, die Lebenserfahrung, Weltanschauung, geistige Haltung oder seelische Gestimmtheit zu erfassen, die an ihm sich darstellen will? Nichts anderes, als es lesen, aber eben so lesen, als ob wir über das Vernommene Auskunft geben müßten.

Wer über eine Erscheinung reden, wer sie beschreiben oder einem andern nahebringen will, wird sie genauer ins Auge fassen als einer, der ihr gegenüber keine Verpflichtung spürt. Ja, er wird sich ihr recht eigentlich *zuwenden*, wird sie *betrachten*, um ja nichts außer Acht zu lassen, was für sie eigentümlich ist. Jedes Element — in einem Gedicht: jedes Wort — ist ihm wichtig, und wichtig das Verhältnis, in dem eins zum andern steht. Wichtig ist ihm ferner die Melodie, in der ein Vers erklingt, und wichtig der Rhythmus, in dem die Sprache dahinfließt.

Wie das gemeint ist, will ich an zwei Gedichten zeigen, deren *Inhalt* unserm Verständnis nicht die geringste Schwierigkeit bereitet, deren *Gehalt* sich aber nur der hingebenden, demütig-fragenden Betrachtung erschließt.

Morsche Scholle streift am Ufer.
Schnee tropft von den schrägen Klippen;
Schwarze silberknospige Bäume
Stehn im ungebundenen Licht.
Wellen drängen Wellen; eine
Läßt ihr Leuchtendes der andern.
Breitem Stromeslaufe folgen
Langsam große Marmorwolken
Und die Kraniche, die grauen
Flügelwanderer der Luft. *Hans Carossa*

An baches ranft
Die einzigen frühen
Die hasel blühen.
Ein vogel pfeift
In kühler au.
Ein leuchten streift
Erwärmt uns sanft
Und zuckt und bleicht.
Das feld ist brach.
Der baum noch grau . . .
Blumen streut vielleicht
Der lenz uns nach. *Stefan George*

Würden wir diese beiden Gedichte einfach hinnehmen, würden wir auf jede Anstrengung ihnen gegenüber verzichten und sie hören oder lesen, ohne uns ihnen — fragend und betrachtend — ausdrücklich zuzuwenden, so wüßten wir über sie wohl kaum viel mehr zu sagen, als daß in ihnen das Erlebnis des Vorfrühlings — genauer: einer bestimmten *Phase* des Vorfrühlings — Gestalt gewonnen habe. Vielleicht würden wir uns noch darüber wundern, daß

der Dichter es fertig bringt, mit einem Minimum an Worten eine ganze Jahreszeit um uns erstehen zu lassen und in uns alle jene Gefühle zu erregen, die sonst nur die betreffende Jahreszeit selbst im Menschen zu erzeugen vermag. Aber damit hätte es sein Bewenden. Und weil wir nicht mehr darüber zu sagen vermöchten, hätten die Gedichte auch uns nicht mehr zu sagen.

Nun aber wollen wir sie *betrachten*, wollen uns ihnen *zuwenden* und an ihrem Äußern das Innere abzulesen versuchen.

Da wird uns zunächst auffallen, daß das Gedicht von Hans Carossa einen merkwürdig bewegten, vorwärtstreibenden Gang hat: «Morsche Scholle streift am Ufer. Schnee tropft von den schrägen Klippen; schwarze silberknospige Bäume stehn im ungebundenen Licht». Unaufhaltsam — in steigender Tonhöhe — schwingt sich der Rhythmus von Zeile zu Zeile, bis er nach «Bäume» wieder abfällt und im Wort «Licht» vorläufig zur Ruhe kommt.

Später werden wir bemerken, daß zwischen den Verben und Substantiven in diesem Gedicht ein geheimes Einvernehmen besteht: daß sie nämlich alle eine Bewegung ausdrücken. Die morsche Scholle *streift* am Ufer, der Schnee *tropft* von den schrägen Klippen, die Wellen *drängen* einander. Und der Strom, die Wolken, die Kraniche sind Dinge, denen das Wandern, die Bewegung, sozusagen im Blute liegt. Zwar handelt es sich bei dieser Bewegung nicht um ein rasches Dahineilen, Sausen und Vorüberbrausen. Langsam treibt die morsche Scholle dem Ufer entlang — das zweimalige dunkle «o» läßt deutlich ihre Schwere und das Gemessene ihrer Fahrt erkennen —, und langsam folgen die geballten Marmorwolken dem breiten Lauf des Stromes. Aber es ist doch eben Bewegung, was sich da vollzieht, und nicht ein Stillestehen, Warten oder Steckenbleiben.

Und nun geht uns auf einmal ein Licht auf: Daß das Eis gebrochen, die Winterstarre überwunden, das Stillstehende, Träge in Fluß geraten ist — das ist es, was den Dichter am Vorfrühling beeindruckt, was er an ihm festgehalten und in Verse gegossen hat.

Wer aber weiterdenkt und weiterfühlt, wird bald erkennen, daß auch das nicht das Letzte ist, und sich erinnern an Augenblicke, wo er aufatmete, weil stockendes Geschehen, von dem so viel abhing, endlich in Fluß geraten war; weil plötzlich bei einem Menschen, um den er sich jahrelang umsonst bemüht hatte, das Eis gebrochen war; weil eine starre Haltung sich gelöst, ein verhärtetes Herz eine weiche Regung gezeigt hatte. Kurz: er wird erkennen, daß dieses Fließen und In-Bewegung-geraten, wie es der Vorfrühling mit sich bringt, den Dichter deshalb so zu fesseln und zu erregen vermag, weil es ihm

zum Sinnbild wird für eine der tiefsten und glücklichsten Erfahrungen, die der Mensch in seiner eigenen Sphäre machen darf.

Ähnlich verhält es sich mit dem Gedicht von Stefan George. Ein Bach, an dem die Haselstauden blühen, ein schüchterner Vogelruf in kühler Au, ein Sonnenstrahl, der aufleuchtet und gleich wieder erlischt, brach liegende Felder und graue Bäume — auch das sind typische Merkmale einer Landschaft im Vorfrühling. Wer aber genauer hinsieht, wird bald entdecken, daß sich der Dichter geradezu ängstlich hütet, ein Zuviel an Erscheinung zu geben und versehentlich etwas zu sagen, was schon zum vollen Frühling gehörte. Nur die Haselstauden blühen. Von anderen Sträuchern oder gar von Blumen ist nicht die Rede. Und die Sonne hat noch nicht ihre strahlende Kraft. Was sie uns sendet, ist nur ein Leuchten, das uns «sanft erwärmt». Aber auch dieses Leuchten ist nicht von langer Dauer. Es «zuckt und bleicht». Ein Vogel singt — einer, nicht viele.

Dieses Stocken und Zögern aber drückt sich auch im Rhythmus aus: «An baches ranft / die einzigen frühen / die hasel blühen. / Ein vogel pfeift / in kühler au». Nicht das Fließen und Strömen, den Aufbruch erstarrter Massen, die doch noch erfolgte Bewegung will Stefan George geben, sondern die erste, feine, zaghafte Regung neuen Lebens. Alles kann noch zugrunde gehen, alles vom Schnee wieder zugedeckt, vom Frost erwürgt werden. Vielleicht aber gelingt's doch. Vielleicht dürfen diese schüchternen Anfänge und Ansätze sich eines Tages zu voller Schönheit und Größe entfalten. «Blumen streut — vielleicht — der Lenz uns nach». Diese Zeile ist der Schlüssel zum ganzen Gedicht. Sie führt uns hinauf und hinaus in die Welt menschlichen Geschehens und in die Hoffnung hinein, die heute alle bewegt: Vielleicht, vielleicht kommt doch noch alles gut.

So hat uns die Betrachtung dieser Gedichte etwas erschlossen, was uns ohne sie bestimmt verborgen geblieben wäre: sie hat ihren Gehalt, ihr tiefstes Wesen, ihre Seele ans Licht gebracht. Indem wir uns an das einzelne Gedicht hingaben, sind wir von ihm langsam dorthin gelenkt worden, wo der Dichter uns haben will. Nicht eine vage Frühlingsstimmung ist uns nun beschieden, sondern Frühlingsfreude und Frühlingsnot, vergeistigt und durchdrungen von tiefster menschlicher Erfahrung, oder — wenn wir bei der Erfahrung beginnen wollen — befreites Aufatmen und banges Hoffen, erlebt und geschaut am Bilde des Vorfrühlings. Kurz, es ist uns das beschieden, was Carl Spitteler im ersten seiner Glockenlieder preist:

«Menschenweh, von Geist verschönt,
Und dich wunderts, daß es tönt?»